

MAINZER BEITRÄGE ZUR AFRIKAFORSCHUNG

Band 14

Herausgegeben von

Thomas Bierschenk, Anna-Maria Brandstetter,  
Raimund Kastenholz, Matthias Krings, Carola Lentz

60 Jahre Institut für Ethnologie und Afrikastudien  
Ein Geburtstagsbuch

herausgegeben von

Anna-Maria Brandstetter und Carola Lentz

z 1.113-14  
Bereichsbibliothek Ethnologie und Afrikastudien  
2007/107



RÜDIGER KÖPPE VERLAG · KÖLN

## LAUDATIO ZUM 70. GEBURTSTAG VON GERHARD GROHS (1999)<sup>1</sup>

*Thomas Bierschenk*

Lieber Herr Grohs,

Ich habe die große Ehre, anlässlich Ihres 70. Geburtstags die Laudatio auf Sie halten zu dürfen. Ich bin seit einigen Semestern Ihr Nachfolger im Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz und arbeite somit in dem langen Schatten, den Sie hier geworfen haben. Bevor ich meine Stelle in Mainz antrat, hatte ich Sie allerdings eher aus einer gewissen Ferne wahrgenommen, vor allem bei Tagungen und Vorträgen, als einen der Großen unseres kleinen – in Deutschland zahlenmäßig kleinen – Faches, der Soziologie des modernen Afrika.

Aus dieser Perspektive hatte ich eigentlich vor, in dieser Laudatio Ihren Beitrag zur Afrikawissenschaft zu würdigen, so wie er sich mir aus Ihren Schriften erschließt. Und dabei bin ich auf eine – für mich – interessante und ganz überraschende Tatsache gestoßen: Der Wissenschaftler Gerhard Grohs ist zwar Mitbegründer der sozialwissenschaftlichen Afrikaforschung in Deutschland, und war lange Jahre einer ihrer führenden Vertreter. Die sozialwissenschaftliche Erforschung Afrikas macht jedoch nur einen Teil Ihres wissenschaftlichen Œuvres aus.

Bevor Sie Anfang der 1960er Jahre Afrika für sich entdeckten, hatten Sie zehn intellektuell äußerst fruchtbare Jahre hinter sich, in denen Afrika gar keine Rolle gespielt hatte. Schon die Aufzählung der äußeren Stationen dieser Jahre benötigt eine gewisse Zeit: Nach dem Abitur im Jahr 1950 haben Sie zunächst einmal Jura studiert, an drei verschiedenen Universitäten, wie das damals so üblich war – und heute leider so unüblich geworden ist –, nämlich in Münster, München und Heidelberg. Nebenher wurden Sie, ohne nach diesem Amt besonders gestrebt zu haben, für jeweils zwei Semester zum ASTA-Vorsitzenden in Heidelberg und im Jahr darauf, 1953/54, zum Zweiten Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) in Bonn gewählt – diese Aufgabe stellte einen Vollzeitjob

<sup>1</sup> Diese Laudatio wurde zum Abschluss des Symposiums „Soziologie der Dekolonisation in Afrika. Eine rückblickende Analyse“ gehalten, welches Anna-Maria Brandstetter und Dieter Neubert (vormals Universität Mainz, zur fraglichen Zeit an der Universität Hohenheim) zusammen mit der Forschungsstätte Evangelische Studiengemeinschaft (Heidelberg), dem Interdisziplinären Arbeitskreis Dritte Welt und dem Studium Generale der Johannes Gutenberg-Universität Mainz anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Gerhard Grohs im Juni 1999 organisiert hatten. Zwei Tage lang diskutierten Afrikawissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus Ethnologie, Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichte darüber, wie sich die vormals auch von Gerhard Grohs (vgl. Grohs 1973) als Dekolonisierungspänomene identifizierten Prozesse tatsächlich entwickelt haben, und inwieweit Theorieansätze und Analysen der 1960er und 1970er Jahre neu gefasst werden müssen (vgl. dazu Brandstetter und Neubert 2002). – Gerhard Grohs wurde im Jahr 1974 auf die Professur Kultur und Gesellschaft Afrikas an der Johannes Gutenberg-Universität berufen, die er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1994 innehatte.

dar. Zusätzlich zu ihrem Jurastudium belegten Sie aber auch schon damals Seminare in Soziologie. In Bonn, in Ihrer Zeit als Stellvertretender VDS-Vorsitzender, war das leider nur vor Dienstantritt, also zwischen acht und neun Uhr morgens möglich.

All das – der mehrfache Wechsel des Studienortes, das hochschulpolitische Engagement, die vielen über das eigentliche Studienfach hinausgehenden wissenschaftlichen Interessen – hielten Sie jedoch keineswegs davon ab, schon nach zehn Semestern Ihr erstes juristisches Staatsexamen abzulegen. Anschließend arbeiteten Sie als Referendar im nordrhein-westfälischen Justizdienst. Das schien Sie aber nicht ausgefüllt zu haben, und da das Landgericht direkt gegenüber der Universität lag, nahmen Sie dort an soziologischen Seminaren teil, u.a. bei Hans Freyer, der von seinen Studenten erwartete, dass sie für jede Sitzung ein Buch, darunter viele in englischer oder französischer Sprache, lasen – wir schrieben das Jahr 1955, nicht 1999.... Als Sie dann das ersehnte Stipendium ins Ausland bekamen, erst nach Paris und dann nach Pisa, war das für Sie ein willkommener Anlass, den Justizdienst abzubrechen. Das Ergebnis des Auslandsaufenthaltes waren gleich zwei Studien – die Dissertation, eine rechtsvergleichende Studie über das italienische Tarifrecht, und eine Arbeit für die Montanunion über Möglichkeiten der Vereinheitlichung von Tarifgesetzen. Der Auslandsaufenthalt führte darüber hinaus zu einer Heirat: in Paris hatten Sie Elisabeth Beringer kennen gelernt, Ihre spätere Frau.

Mir ist bei der Betrachtung dieser Phase Ihrer Vita dreierlei aufgefallen: Erstens die ausgeprägte Debattenkultur, die offensichtlich an den verschiedenen von Ihnen besuchten Universitäten herrschte und an der Sie regen Anteil hatten. Diese Diskussionskultur integrierte Vertreter vieler verschiedener Wissenschaften und alle Statusgruppen der Universität: Studenten, Mitarbeiter und Professoren, und sie existierte sowohl in den eigentlichen Veranstaltungen der universitären Lehre, also den Seminaren, aber offensichtlich auch drum herum, vor und nach dem Seminar, im Studentenheim am Abend, bei Treffen und Ausflügen. Es war eine Art selbst organisiertes Studium Generale. Erstaunt hat mich auch die Vielfalt der diskutierten Themen: im Studentenheim in München debattierten Sie mit Ihren Kommilitonen über Demokratie, Sozialismus, Militär und Christentum; in Heidelberg ging es im Collegium Academicum vor allem um Kunstgeschichte, in der Stipendiatengruppe des Evangelischen Studienwerkes Villigst standen psychologische und medizinische Fragen im Vordergrund. In den langen Passagen, die Sie in Ihrer Habilitationsschrift über die Funktion der Studentenheime und studentischen Gruppen für die Ausbildung der wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen der späteren afrikanischen Eliten geschrieben haben, schwingen somit sicher die eigenen, vergleichbaren Erfahrungen an die eigene Studentenzeit mit.

Aufgefallen ist mir auch, dass Sie als Student in den 1950er Jahren in einem anscheinend selbstverständlichen direkten Kontakt zu Mitgliedern der bundesrepublikanischen Verwaltungs- und politischen Elite standen: Sie waren Mitglied von Arbeitsgruppen, in denen Sie durchaus auch einmal einen Kultusminister trafen oder hochrangige Vertreter verschiedener Ministerien. Engagierte Studenten waren zu jener Zeit, anders als heute und in gewisser Hinsicht eher afrikanischen Situationen ähnelnd, selbst ganz fraglos Teil jener Eliten, die damals den Aufbau der Bundesrepublik Deutschland betrieben. Der VDS entwickelte zu jener Zeit, da Sie dessen zweiter Vorsitzender waren, das „Honnefer Modell“, aus dem später

das Bafög hervorging; er entwickelte einen Plan zur Förderung von Studentenwohnheimen, den späteren „Bundeswohnheimplan“ und er initiierte, auf Ihr ganz persönliches Engagement hin, den Bau des Maison d'Allemagne der Cité Universitaire International in Paris.

Drittens schließlich hat mir die europäische Dimension Ihrer Studien imponiert, lange Zeit, bevor es EU-Programme zur Förderung der studentischen Mobilität gab.

Das Jurastudium war für Sie jedoch offensichtlich eher eine Art Pflichtübung, zu der Sie vor allem Ihr Vater gedrängt hatte. Schon zu Beginn der 1950er Jahre hatten Sie sich vor allem für soziale Probleme interessiert. Es drängte Sie, die soziale Wirklichkeit kennen zu lernen, zu der Sie als Akademikersohn, wie Sie fühlten, keinen direkten Zugang hatten. Sie haben daher eine Zeitlang in einem Heim für schwererziehbare Jugendliche und später als Werkstudent im Tiefbau in Dortmund gearbeitet. Mit der Promotion in Jura fühlten Sie sich endlich frei, das seit langem anvisierte Soziologiestudium – sozusagen Ihre intellektuelle Kür – beginnen zu können. Als Studienort wählten Sie Berlin, das – anders als damals Frankfurt mit Horkheimer und Adorno, Hamburg mit Dahrendorf, Münster mit Schelsky und Köln mit René König – nicht durch eine einzige soziologische Schule unter einem charismatischen Lehrer geprägt war, sondern wo man Vertreter aller dieser soziologischen Schulen finden konnte.

In Berlin arbeiteten Sie im Institut für Politische Wissenschaften der Freien Universität an einer Studie über die Verbände in Deutschland mit. Gleichzeitig absolvierten Sie in nur vier Semestern ein Studium der Soziologie, mit den Nebenfächern Geschichtswissenschaften und Psychologie, das Sie mit einer Diplomarbeit zur Architekturtheorie abschlossen. Ihr damaliger Chef empfahl Sie, den welt- und sprachgewandten promovierten Juristen mit einer soziologischen Ausbildung, einer Arbeitsgruppe, die damals in der Villa Borsig am Tegeler See begann, die Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (DSE) aufzubauen. Diese Arbeitsgruppe veranstaltete Tagungen mit Beamten aus der Dritten Welt. Sie begannen, sich vor allem für die Afrikaner unter ihnen zu interessieren. Sie befragten sie zur ihrer Ausbildung und Sie interessierten sich insbesondere dafür, wie sie die Spannungen zwischen ihren Kindheitserfahrungen und ihrer Ausbildung in Paris, London oder den USA bewältigt hatten.

In diesem Moment konvertierten sie sozusagen zur sozialwissenschaftlichen Erforschung des modernen Afrikas, in die all diese Vorerfahrungen einfließen, und Sie hatten das Thema für Ihre Habilitationsschrift gefunden: eine Studie zur Entstehung der neuen, westlich gebildeten afrikanischen Eliten in Afrika. Mit einem Stipendium der DFG reisten Sie nach Westafrika und arbeiteten in Bibliotheken in Paris und London. Die unter dem Titel *Stufen afrikanischer Emanzipation. Studien zum Selbstverständnis westafrikanischer Eliten* veröffentlichte Studie (1967) ist eine Schlüsselschrift zum Verständnis Ihrer späteren Arbeiten zu Afrika. Ihr Thema sind die *educated Africans* beziehungsweise *évolués*, die die Unabhängigkeit ihrer Länder „durchsetzten“, wie Sie etwas missverständlich schreiben. Vor allem interessierten Sie das „Selbstbild des vom Kulturwandel betroffenen westlich gebildeten Afrikaners“, dessen Beziehungen zu den „Fremdbildern, die Afrikaner von Weißen haben“ und schließlich die „Reaktion gebildeter Afrikaner auf Kolonisation, Christentum und westliche Zivilisation“. Wahrscheinlich hatten Sie zu

dieser Zeit Frantz Fanon gelesen, dessen Thesen Sie in diesem Buch gewissermaßen empirisch ausfüllen und nuancieren.

Zur Bearbeitung Ihrer Thematik zogen Sie eine damals noch wenig genutzte Art von Quellen heran, nämlich von Afrikanern verfasste zeitgenössische Belletristik und Biographien, deren älteste aus dem 18. Jahrhundert stammt. Einige von ihnen wurden von Ethnologen gesammelt, andere von Missionaren aufgeschrieben, viele spätere auch von Afrikanern als Autobiographien selbst verfasst. Mit anderen Worten interessierte Sie der, wie man heute sagen würde, emische Blick: Sie wollten nicht einfach über die Dekolonisierung schreiben, Sie wollten vielmehr einer Hauptgruppe der an diesem Prozess Beteiligten Stimmen verleihen. Sie interessierten sich, wie Sie sagten, für „den Standpunkt des Afrikaners“. Lange, bevor der Postmodernismus in den Sozialwissenschaften modisch wurde, ging es Ihnen um eine dialogische oder polyphone Darstellung des Sozialen. Sie setzten politische vor allem mit kultureller Abhängigkeit in Beziehung, und nicht, wie es die kurz darauf einsetzende Woge der Dependenztheorie tat, mit wirtschaftlicher. Anders als die extremeren postmodernen Strömungen heute, und anders als viele Ihrer Kollegen damals, die sich der Dependenztheorie verschrieben, verloren Sie dabei nie die empirische Bodenhaftung. Als der Verband der Afrikanisten in Deutschland (VAD) fast zwanzig Jahre später – ich nehme an, es ging deutlich auf Ihr Betreiben zurück – sich dem Thema der afrikanischen Eliten wieder zuwandte, war ihr Beitrag zu dem daraus entstandenen Sammelband der einzige empirische, aus dem wir tatsächlich auch etwas über Eliten erfahren (Grohs 1983). Sie beschäftigten sich mit dem Entstehen einer afrikanischen Wirtschaftselite, Ihre Kollegen dagegen mit der Theorie des abhängigen Staates.

Der afrikanische Nationalismus der 1950er und 1960er Jahre, so lautet ein Hauptergebnis Ihrer Analyse, lässt sich bei den Führern des antikolonialen Befreiungskampfes in Afrika als eine Verarbeitung von Traumata interpretieren, insbesondere der Erfahrungen in den Missionsschulen und beim Studium in Europa. Diese Traumata und ihre Verdrängung produzierten Aggression (sie waren, so schreiben Sie, die „Frucht einer enttäuschten Liebe“), die im Nationalismus ihr Ventil fanden (bzw. sublimiert wurden). Der afrikanische Nationalismus kann somit als eine Form der psychologischen Entlastung von tief sitzenden Verletzungen verstanden werden. Dies ist ihre psychologische Interpretation.

Soziologisch gesehen, produzierte die Kolonialherrschaft in einem dialektischen Prozess somit selbst die späteren Träger ihrer Abschaffung. „Es gehört zur Paradoxie dieser Situation“, so schreiben Sie,

„dass es Erscheinungen des Kolonialismus selbst waren, die diese Entwicklung [den Widerstand der afrikanischen Nationalisten gegen das Kolonialsystem, T.B.] auslösten: die Missionsschulen, die europäischen Universitäten, die ‚Weltkriege‘, die letzten Endes doch europäische Kriege waren, und europäisch-christliche Ideen von Gleichheit, Selbstbestimmung und individueller Freiheit. Es ist nicht ohne Ironie, dass diejenigen, die diesen Kampf anführten, selbst glänzende Produkte europäischer Entwicklung waren.“ (Grohs 1967: 176)

In den diesen Themen gewidmeten Teilen ist Ihr Buch gleichzeitig ein umfassender Beitrag zur Sozialgeschichte und zur Soziologie Westafrikas, insbesondere zur Geschichte und Soziologie des Bildungssystems, zur Religionsgeschichte und Religionssoziologie, wobei Sie den protestantischen Kirchen eine besondere Rolle in

der „Inkubation“ (1967: 93) des afrikanischen Nationalismus zuschreiben. Und *last not least* ist das Buch ein Beitrag zur, wenn nicht gar die Begründung, eines ganz neuen Faches, nämlich der afrikanistischen Literaturgeschichte und -soziologie.

Vorbedingung der politisch-organisatorischen Emanzipation, die im Erreichen der Unabhängigkeit gipfelte, waren also, wie Sie zeigen, erste Schritte einer kulturellen Emanzipation: sie drückte sich beispielsweise in der beginnenden Afrikanisierung des Christentums, in der Diskussion um Négritude beziehungsweise *African personality*; in dem sich entwickelnden wissenschaftlichen Interesse an afrikanischer Geschichte aus. Diese kulturelle Emanzipation blieb allerdings immer durch ihre negative Fixierung auf das europäische Vorbild begrenzt. Ganz deutlich wurde das in den Ideologien des afrikanischen Nationalismus, Panafrikanismus und afrikanischen Sozialismus, die, wie Sie zeigen, Ideologien des antikolonialen Widerstandes waren. Sie blieben als bloße Negation der kolonialen Situation dieser weiterhin verhaftet. Als geistige Grundlage der gesellschaftlichen Entwicklung der unabhängigen afrikanischen Staaten, so lautete Ihre hellsichtige Prognose, waren sie dagegen nur von begrenztem Wert.

In diesem Buch bündelten Sie Erkenntnisse aus einer Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen, mit denen Sie sich bis dahin auseinandergesetzt hatten – Geschichte, Psychologie, Soziologie, Kunst- und Literaturwissenschaft – und wandten sie auf einen neuen, Sie faszinierenden Gegenstand an. Auf diesen Gegenstand waren Sie bei einer ganz praktischen Herausforderung gestoßen, nämlich beim Aufbau afrikanischer Verwaltungen zu helfen, *institution building* zu betreiben, wie es heute im entwicklungspolitischen Jargon heißt. Auch diese, im Buch selbst nicht erkennbare, aber in seinem Entstehungsprozess deutlich angelegte Verbindung von praktisch-politischem Engagement und wissenschaftlicher Analyse war typisch für ihre weitere Entwicklung. Die deutsche staatliche und protestantisch-kirchliche Entwicklungspolitik haben Sie nicht nur analysierend begleitet, Sie haben in sie oft auch eingegriffen.

Dass Ihr Buch eine fundierte vergleichende Analyse der Entwicklungen in den frankophonen und anglophonen Teilen Afrikas enthält, ist angesichts Ihres Werdegangs, den ich geschildert habe, nicht überraschend; hier deutete sich eine der Stärken der deutschen Afrikawissenschaften bis heute an. Auch der intellektuelle Einfluss Ihrer Frau scheint mir in diesem Buch deutlich zu spüren zu sein, vor allem in den langen Passagen zur afrikanischen Erziehung und in dem intensiven – heute zwar politisch korrekten, zur damaligen Zeit aber, so vermute ich, einigermaßen ungewöhnlichen – Interesse an der sozialen Situation gebildeter afrikanischer Frauen, der Sie viele Seiten Ihres Buches widmen und die Sie mit der Voraussage schließen, „daß die Emanzipation des Afrikaners erst durch die Emanzipation der Afrikanerin vollendet werden kann“ (S. 224). Vielleicht kann man Ihr wissenschaftliches Œuvre ohnehin nur dann angemessen würdigen, wenn man es in seiner Ergänzung durch und Komplementarität zu dem Ihrer 1996 verstorbenen Frau sieht. „Nach meiner Rückkehr aus Afrika heirateten wir“, so schreiben Sie in Ihren privaten Erinnerungen, „und wir (sic!) beschlossen, dass sie gleich ihr Studium der Ethnologie in Berlin aufnehmen sollte“ – mit anderen Worten das Studium einer der wenigen humanwissenschaftlichen Disziplinen, mit denen Sie sich bis dahin noch nicht direkt auseinandergesetzt hatten.

„Die Afrikaforschung“, so schreiben Sie in Ihrem Aufsatz über „Frantz Fanon als Theoretiker der afrikanischen Revolution“,

„ist in dreifacher Hinsicht parzelliert: einmal durch die Fachgrenzen der einzelnen Disziplinen, zum anderen durch die verschiedenen Methoden, die von den Forschern angewandt werden, wobei der über die Fachgrenzen hinausgehende Unterschied der ‚Theoretiker‘ und ‚Empiriker‘ sich besonders stark bemerkbar macht, und schließlich durch die Sprachgrenze, die nicht nur die Französisch sprechenden Afrikaner von den Englisch sprechenden trennt, sondern vielfach auch die französischen Forscher von den englischen und amerikanischen.“ (1964: 457)

In Ihrem wissenschaftlichen Werk haben Sie deutlich gemacht, dass Sie sich um diese Grenzen nie besonders geschert haben, genauso wenig wie um die zwischen den Sozial- und Kulturwissenschaften, zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Kirche und Politik. Für manche Ihrer Kollegen, die sich innerhalb eindeutiger Grenzen sicherer fühlten, waren Sie daher auch ein Ärgernis. Ihre Vorliebe für das souveräne Ignorieren von starren Grenzziehungen spiegelt sich andererseits im Institut für Ethnologie und Afrikastudien, das Sie mit Ihrem in dieser Hinsicht kongenialen Kollegen Müller aufgebaut haben. Mit seiner in Deutschland einzigartigen Verbindung von Ethnologie und Soziologie, von Sprach-, Literatur- und Musikwissenschaften und mit seinem ausgeprägten Interesse am modernen Afrika war das Institut Ihnen gewissermaßen auf den Leib geschnitten. Für uns Nachfolger ist es eine Herausforderung, das von Ihnen mit aufgebaute, aus vielen Provinzen bestehende Reich mit seiner Vielzahl von Königen, Baronen und Fürsten, zusammenzuhalten und zu vermeiden, dass es im Partikularismus versinkt.

### Literatur

- Brandstetter, Anna-Maria und Dieter Neubert (Hrsg.), 2002: *Postkoloniale Transformation in Afrika. Zur Neubestimmung der Soziologie der Dekolonisation*. Hamburg: Lit.
- Grohs, Gerhard, 1964: „Frantz Fanon, ein Theoretiker der afrikanischen Revolution“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (3), 457-479.
- Grohs, Gerhard, 1967: *Stufen afrikanischer Emanzipation. Studien zum Selbstverständnis westafrikanischer Eliten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Grohs, Gerhard, (Hrsg.), 1973: *Zur Soziologie der Dekolonisation in Afrika*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Grohs, Gerhard, 1983: „Zur Entstehung einer afrikanischen Unternehmerschaft in Westafrika“. In: Eva Maria Bruchhaus (Hrsg.): *Afrikanische Eliten zwanzig Jahre nach Erlangung der Unabhängigkeit. Vorträge gehalten auf der Jahrestagung der Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland, 1982*. Hamburg: Buske, 129-149. (Schriften der Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland, 9).

## TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG ALS „STÄNDIGER VERTRETER“ AM INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE UND AFRIKASTUDIEN

Gerhard Hauck

Lehre am Institut für Ethnologie und Afrikastudien in Mainz hieß für mich immer: motivierte Studentinnen und Studenten. Die Soziologinnen und Soziologen in Heidelberg und Tübingen und Gießen und Marburg, wo ich auch unterrichtet habe, wussten alle schon im zweiten Semester genau, was Wissenschaft ist und was nicht (ich weiß es bis heute nicht). Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit bedeutete das Ende der Diskussion, auch wenn sie noch gar nicht begonnen hatte. A priori „unwissenschaftlich“ waren Mitte der 1980er Jahre alle Argumente, die nach Freud oder Marx oder „Kritischer Theorie“ rochen (zehn Jahre davor waren es alle gewesen, die nicht danach rochen, wieder zehn Jahre früher noch einmal umgekehrt). Solchen Dogmatismus habe ich bei den Mainzer Ethnologinnen und Ethnologen selten erlebt. Vielleicht wirkt der die Selbstverständlichkeiten der eigenen Welt-sicht erst einmal einklammernde „ethnologische Blick“ ja schon prospektiv bei der Wahl des Studienfachs – und bezieht das Geschwätz der Dozenten dann gleich mit ein: „Komisch, wie der das denkt, aber schauen wir mal, wie weit er damit kommt“. Das ist das Klima, in dem fruchtbare Diskussionen gedeihen. Bei den Studierenden der Politischen Wissenschaft in Berlin war es wieder anders: Die waren alle schon kleine Politiker, die jede Lehrveranstaltung als Podium für die eigenen Schaufensterreden ans Publikum nutzen mussten, in denen alles erlaubt war außer Selbstzweifeln oder dem Eingeständnis eines Irrtums. Der „eigentümlich zwanglose Zwang des besseren Arguments“ (Habermas 1971) hat es da schwer sich durchzusetzen.

Zum ersten Mal in Mainz gelehrt habe ich 1984/85 als Vertreter der Professur für Kultur und Gesellschaft Afrikas von Gerhard Grohs, der damals eine Gastprofessur an der New School of Social Research in New York wahrnahm. Obwohl meine marxistische Grundeinstellung und meine etwas unkritische Begeisterung für dependenztheoretische Erklärungen von Entwicklung und Unterentwicklung den meisten Kollegen suspekt waren, ließen auch sie mich mit der hermeneutischen Nachsicht des ethnologischen Beobachters gewähren: „Ein junger Heißspund halt – mal schauen, wie weit er damit kommt!“ Missverstanden fühlte ich mich schon manchmal, etwa wenn man mir „Ökonomismus“ bei der Erklärung von Entwicklung und Unterentwicklung unterstellte. Dabei hatte ich als die entscheidenden „internen“ Faktoren (neben dem „externen“ eines Reichtumstransfers von außen) für kapitalistische Entwicklung die Trennung der Sphären von Politik und Ökonomie, die persönlich-juristische Freiheit der Arbeitskräfte sowie schließlich auch ihre Produktionsmittellosigkeit herausgestellt, alles Phänomene, die sehr viel mehr mit historisch-politischen Auseinandersetzungen zu tun haben als mit Marktgesetzen. Aber das war in Ordnung, Meinungsverschiedenheiten dieser Art blieben ganz innerhalb des Spektrums des am Institut allseits akzeptierten Pluralismus.